

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

171 (27.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Badisches Landestheater

Rückschau auf die Schauspielaison 1930/31

Was hat das Landestheater im Schauspiel während der verkloppelten Spielzeit geleistet? — Kulturell geleistet, denn keine menschenmäßige Arbeitsleistung hat es in dem kürzlich veröffentlichten Rückblick mit 33 Stücken annähernd richtig angedeutet. Wir rechnen mit 32 Stücken, weil wir den „Abend der Freiheit“ und den „Dienst am Vaterland“, die zusammen einen Theaterabend füllten, als eine Nummer auffassen. Würde jeder Einakter für sich gezählt, so entstünde oftmals Endsummen, die ein übertrieben gutes Bild von dem Fleiß des Theaters böten. Da ein reicher Programmwechsel von woblätigen Folgen für die Theaterkasse sein kann, erwähnen wir, daß die Zahl der Stücke im Jahre 29/30 sich auf 31 belief, im Jahre 28/29 auf 33, im Jahre 26/27 auf 36. Somit hat das Theater den höchsten Satz nicht wieder erreicht, wenn es auch um ein Stück fleißiger geworden ist als im Vorjahre.

Wieviele davon sind nun sogenannte „gute Stücke“ gewesen? Die Antwort kann nur subjektiv ausfallen, da das Massenbewußte Profetariat an die Kunst andere Forderungen stellt als das Bürgertum, auf dessen Geschmack der Spielplan mehr oder weniger abgestimmt wird. Wir zählten 21 gute Stücke, die nach Ideenreichtum und künstlerischer Formgestaltung und dieses Prädikat zu verdienen scheinen. Im vorigen Jahre waren es 18 bis 20 und 28/29 gar bloß 15; also ein kleiner Fortschritt. Doch stellen sich die 11 reiferen Stücke keine absoluten Reize dar, es sind sogar Werke mit ansehnlichem Publikumsverfolg darunter, (wie „Prinzeßin und Entzünner“, „König X“, „Solita laßt sich einen Mann“ usw.), die wir aber aus untern Bildungsstand vor das Amüsament stellen. Beurteilungsprinzipien heraus nicht als wertvolle Kunstwerke anzuerkennen vermögen. Ganz Verleger hat es unter den Stücken nicht gesehen, so daß man die getroffene Auswahl loben darf.

Wenn wir fragen, wieviele Stücke sich mit ihrer Genußgabe, ihrem Gedankengang, ihrem weltanschaulichen Charakter der Ideologie der Arbeiterklasse nähern oder sich gar mit ihr decken, so kann man auf 11 solcher Stücke hinweisen. Das letzte Mal waren es 14, das vorletzte 6. Wir schließen daraus keineswegs auf eine Verringerung der Theaterverwaltung, aber wir können unsere Zufriedenheit darüber ausdrücken, daß das Theater eine fortschrittliche Linie einhält, und sich den Reaktionen des Zeitgeistes nicht entziehen läßt. Eigentlich spielen diese Spielplanänderungen in nur das Bild der modernen Literatur wieder, die in ihren wertvollsten Erscheinungen durchaus sozial, humanitär, sozialistisch, demokratisch auftritt. Der Geist des Schrifttums, wie der des Großteils der Intelligenz im deutschen Volk steht der sozialen und proletarischen Gedankenwelt heute weit wohlwollender und mit weit mehr Verständnis gegenüber als noch vor 20 Jahren. An diesem Vorkursus der Literatur ändern sich vorübergehende politische Reaktionskonstellationen nichts. Wer den Puls der Zeit zu fassen vermag, schöpft daraus die Zuversicht, daß der Kulturfortschritt auf dem Marsch ist.

Dieser erfreuliche Einblick in den Spielplan ist wohl zum Teil bedingt durch die Erfordernisse der Volksbühne, die monatlich immerhin 4 Häuser füllt. Es war möglich, für die Volksbühnenmitglieder ein hochstehendes und wertvolles Programm aus dem an Landestheater aufgeführten Werken zu gestalten. Wenn die Meinungen etwas auseinandergehen über Debells „Waldmühlentrip“, so herrscht doch ziemlich einhelliges Lob über „Amnestie“, „Kamm des Armen“, „Der Mann, den sein Gemissen trieb“, „Sturm in der Wälder“, „Dreierorden“, „Der Hauptmann von Köpenick“, „Vor Sonnenaufgang“. Das letztere Werk wurde sogar auf untern Vorschlag in den Spielplan aufgenommen, und Herr Intendant Dr. Waaga brachte es gegen die Regel zuerst für die Volksbühne heraus, eine Geste des Wohlwollens, die wir mit Genugtuung vermerken.

Die deutschen Klassiker fanden diesmal keine starke Berücksichtigung. Wir haben einen Schiller („Tell“), einen Lessing („Emilia Galotti“) und den schon genannten Heibel. Die Ursache dieser Spärlichkeit mag in dem Wegfall der Schiller- und Lessing- und in den zu hohen Kosten liegen, die die Volksbühne für die Aufführung dieser Werke zu zahlen hat. Die Idee des „Reittheaters“ hat sich in diesem Jahre tot-

gelaufen. Man erwartete Sensationen, seien es spirituelle oder meineliebende, aber den geeigneten Stoffen hatete nichts mit geschlossenen Vorstellungen, wenn die Quote der erarbeiteten Aufregung so mager ausfällt? Wir bekommen also künftig kein Reittheater mehr, ein richtig geleitetes Theater ist ohnehin neunzigprozentiges Zeittheater. So war es zu allen Zeiten.

Für die kommende Spielzeit hat das Landestheater wieder einen Arbeitsplan aufgestellt, der im Schauspiel recht beachtenswerte — Vorarbeiten enthält. Goethe kommt in seinem hundertsten Todesjahr mit 8 Sachen aufs Tanet, Shakespeare ist vertreten mit dem oft verprochenen „Coriolan“, „Was für Was“ und „Heinrich IV.“, Schiller mit „Wallenstein“, Des weitern Grabbe, Kleist, Möllere, Anzenberger, Grillparzer, dazu eine Reihe erfolgreicher moderner Autoren. Auf die wertvollen „Solbaten“ von Lens würden wir gerne verzichten; wir können uns nicht denken, wie das Theater bei unermesslichem Interesse an dem darin behandelten Problem voraussetzt.

Das hinter uns liegende Spieljahr war das vierte der Amtstätigkeit des Herrn Intendanten Dr. Waaga. Wenn man die Leistung rekapitulieren will, die erst nach fünfjähriger Tätigkeit ein abschließendes Urteil über einen Theaterleiter gestattet, so muß man noch ein Jahr zurückgehen. Soweit kann man heute schon sagen — vom Blickpunkt des Schauspielers aus —, daß Herr Dr. Waaga hier nach anfänglichen Zögerungen, Schwankungen und Genügsamkeiten allmählich in eine ruhige und feste Bahn eingelenkt hat. Er schien es auf Anfang, daß der programmatischen Neuerungen vorzüglich ausweichende Bühnenleiter noch zu stark von Baden-Badenischen Kurtheaterinteressen beeinflusst war und die Theaterkultur in der Verdrängung genußlicher Appetitbissen für das Diablitische fulminieren lassen wollte, unter inoffiziellen Beiseitehieben der in den Klassikern des In- und Auslandes investierten Bildungswerte, so war er doch scharfsichtig genug, zu erkennen, daß in Karlsruhe eine gute Tradition herrscht, die sich ohne Schaden nicht ignorieren ließ, und eine Gesellschaft, die zwar leiblich in der Provinz, aber geistig in den Bestreben der internationalen Kunst und Literatur aller Zeiten angelehnt ist. Mehr angelehnt, als der Herr Intendant vielleicht ahnte. Gewiß, ein Genie kann kein Publikum erziehen, aber dann müssen die künstlerischen Größtaten Schlag auf Schlag kommen, und sie müssen überzeugen. Wer an seiner Kotens als Bühnenleiter zu zweifeln Ursache hat, tut gut, sich als hindendes Glied dem Ganzen und seine Qualitäten durch scharfe Selbstkritik und gediegene Arbeit zu beweisen. Die Anerkennung wird dann nicht ausbleiben. Wir verorten dem Herrn Intendanten mandmal seine Willkürlichkeiten, wir glauben, bei ihm manchmal übermäßige Kleinlicher Verärgernisse feststellen zu können, die dem Theater nicht dienen. So soll er beispielsweise, als sein japanisches Gastspiel nicht den erwarteten Beifall fand, raschen Entschlusses die lobenswerte Ulanee, gelegentlich einen prominenten Spieler hierherzubolen, endgültig aufzugeben haben. Das würden wir sehr bedauern. Man kann nicht immer Siege buhen, eine Schlappe hin und wieder muß man schon in Kauf nehmen, das treibt vorwärts und spürt den Eifer an. Immerhin hat der Herr Intendant sich zu unermesslicher Zufriedenheit entwickelt. In der Programmgestaltung haben wir das schon erwähnt; er hat auch nach anfänglichen Verägen recht ansehnliche Regieleistungen zu Grunde gebracht und scheint in der Personalpolitik vom richtigen Instinkt geleitet zu sein. Er weiß die Reiten von den Nummern zu unterscheiden, auch wenn es eine konventionell wohlwollende Kritik ihm nicht sagt. Also, im großen Ganzen erfreuliches Gelingen unseres Bühnenleiters in seine Aufgaben, deren Schwierigkeit wir nicht verkennen. Denelben Wandel zum Besseren hat auch sein Abolatus genommen, der Herr Ausstattungslieferer Torsten Hecht, der sich langsam aber sicher die Hörner seiner jugendlichen Neblamebedürftigkeit und exzentrischen Originalität abgeworfen und sich zu einer Haltung durchgemauert hat, die ihm ruhiges künstlerisches Schaffen und vollwertige, allgemein betriebende Resultate ermöglicht. In diesem Jahre hat Herr Hecht die trambahne Gelehrtheit seiner Anfänge entlassen hinter sich gebracht und uns von seinem Ingenium sowohl wie von seinem hohen Können zu überzeugen vermocht. Die Kritik erklärt sich für befriedigt, und auch das Publikum verläßt ihm heute nicht mehr die Gelogigkeit.

So können wir diese Rückschau mit einem Gesamtlob für das Theater beschließen und der Hoffnung Ausdruck verleihen, daß die Notzeit mit diesem Kulturinstrument allmählich umgehen möge. M.

## Marcel Proust

(zu seinem 60. Geburtstag)

Von Frey.

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts taucht in den Salons des Faubourg St. Germain ein Mann von undefinierbarem Alter auf, ein Mann mit melancholisch herabhängendem Schnurrbart über vollen Lippen und mit großen Augen, die, wenn sie den Blick nicht gerade nach innen kehren (was sie meistens tun), die ganze Umwelt aufzufangen scheinen. Dieser Mann, der sein Äußeres bis zum Uebermaß kultiviert, heißt Marcel Proust.

Wer ist dieser Marcel Proust? Ein junger Mann ohne Rang, ohne Titel, dem nur der Reichtum seiner Mama, der Madame Proust-Weil und die Verwandtschaft mit dem Philosophen Bergson den Eintritt in die Aristokraten-Salons des Faubourg ermöglichten. Er läßt keinen Beruf aus und hat dabei Zeit, die Baronin Rothschild und die Herzogin von Brillac in die Ateliers der großen Schneider zu begleiten.

Eigenartig verläuft das Leben dieses Menschen, das eigentlich gar kein Leben ist, sondern ein langames Absterben. Schon in den frühesten Jahren ist Marceles Gesundheit erschütterter. Salutarationen und Gemütsdepressionen quälen den Knaben. Geringfügigkeiten wie schlechte Scherze von Seiten der Freunde fören das heftige Gleichgewicht des Heranwachsenden. Seine Schwäche ist für einen bürgerlichen Beruf ein regelmäßig Arbeit unumgänglich Konstitution macht ihm ein durchwegs unnormal verlaufendes Leben und verurteilt ihn zu einem durchwegs unnormal verlaufenden Dasein. Seine hochentwickelte Intelligenz aber drängt ihn zu einer Bestätigung. Also gründet er eine Zeitschrift, in der er, der Schwache, Morbide, sich zu Riese, dem Verführer der Rechte des Uebermenschen bekennt. Aber nicht lange kann er diese Zeitschrift leiten. Athmatische Beschwerden zwingen den kaum 20-jährigen Proust zu periodischer Untätigkeit und geben ihm einen Vorgeschmack vom Tode. Er hält sich nun den ansatz über in seiner Wohnung am Boulevard Hausmann verborgen, deren Läden sich vor Einbruch der Nacht nie öffnen, deren Zimmer stets überheizt sind, da der Leidende selbst im Hochsommer eiskalte Fingerringe hat. Erst gegen Abend sucht in ihm die halberlöschte Lebensflamme auf. Dann legt er Strickbündel und Abendanzug an, streift er weisse Handtücher über die manichierten Hände, dann greift er zu Stod und Zylinder und tritt durch die Salons des Faubourg St. Germain. Was macht er in diesen Salons? Er beobachtet, beobachtet das Leben, das langsam in ihm hinfließt, das überhaupt nie richtig in ihm war. Er spricht wenig, aber das wenige, was er spricht, enthält mehr als das Gesandter der übrigen männlichen und weiblichen Snobs. Und selbst wenn er spricht, laugen seine Blide gierig die Vorgänge um ihn auf. Er sieht alles, das Luftflattern in den Augen eines Entzündeten, das Erblichen eines Gefächts, die abwehrnde Bewegung einer Hand, das kumme Geständnis, das der Anfang einer Liebe ist, den leuernden Blick eines intriganten Salonlöwen. Alles sieht er in seiner überfeinerten Sensibilität, die er seinem Leben verdankt. Bis in die verborgensten Winkel der Seele, deren Landkarte er besser kennt, als irgendwer, dringen seine Blide. Aus jeder Gebärde liest er einen inneren Vorgang. Das Anormale reizt seine Neugierde, der Pseudopath interessiert ihn weit mehr als der Gelunde.

Zimmer erkrückt ihn die Krankheit in die Nähe des Todes. Aber noch einmal rafft sich der Leidende zu einer Tätigkeit auf. Er schreibt und spürt dabei der verlorenen Zeit nach. Unaufhörlich schreibt er. Denn er hat keine Minute mehr zu verlieren. Der Stoh der Blätter wächst. Das Werk „A la recherche des temps perdus“ (Auf den Spuren der verlorenen Zeit) vollendet sich. Raum ist der letzte Band zu Grunde geschrieben, da stirbt Marcel Proust nach, schon im Herbst des Jahres 1922.

Das Werk erscheint und entwirft in der Gesellschaft einen Sturm der Entrüstung. Mit rüchichtsloher Wahrhaftigkeit hat Proust die Personen in seinem Werk dem Leben nachgezeichnet. Unausweichlich erkennen die Bewohner des Faubourg, daß sie bei diesen Zeichnungen sozusagen Modell gestanden haben, und daß der Zeichner sie in keiner Weise geschont hat.

Die Bedeutung des Werkes ist vor allem eine kulturhistorische. Wie kein anderes gibt es einen Begriff von der Struktur und der Geistesverfassung der Pariser Gesellschaft in der Vorkriegszeit. Es gewährt ferner auch einen Einblick in das französische Provinzialleben und zwar besonders im „Weg zu Swann“. Die Bedeutung des Werkes ist aber auch eine psychologische. Es leuchtet in die dunkelsten Winkel der menschlichen Seele hinein, wie etwa in der deutschen Literatur die Werke Thomas Manns.

Wäre Proust gesund gewesen, so wäre er sicher ein ganz großer Dichter geworden. Das beweisen seine wenigen Verse, in denen Bild und Klang sich zu einigartiger Harmonie vereinen. So aber stellte sich bei ihm keine Krankheit jedem schöpferischen Impuls läbend entgegen.

## Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Taudt

Nachdruck verboten

Erschienen im Wasser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

„Aber den ein Ton bring ich noch net recht 'eraus. Das blas mer mal vor. D' weißt, wo's geht: tita-tü-tü-ta.“

„Das is ja gar nix, Lud. Geb mal her. Siebst d', da nimmt d' mit dem Zeigefinger die sweit Klapp und dann . . . Au auf aber aus.“

Dem Buben leuchteten die Augen. „Heberall hat mer so Kniff.“

Und nun atig der Walzer. So lernte der Lud jedes Blas- und Streichding kennen, was zu einer richtigen Ritzmusik gebürt. Die Orgel in der Kirche hätte er auch gar nern spielen mögen; aber der Herr Kantor verwehrte den Schlüssel sorgfältig und hatte überdies auch keine Lust, sich mit einem Schulfunken zu plagen, der ein Verächter aller Willenshaften war und sonst nur noch ein wenig schön schreiben und malen konnte.

„Rechnen! Rechnen, das ist die Hauptsache! Ja, ja! Und Genitiv und Dativ nicht verwechseln! Ja, ja! Dracimuff ist königliche Kunst. Ja, ja!“

Eines Tages war der Lud über alle Berge. Alle Bürger von Wallen hatten das vorausgesehen. So mußte es kommen. Und der war ja Kirchenjunge gewesen? Er hatte dabei freilich nie etwas vernachlässigt, und seine Mutter hatte die Laibe Brot, die das Bütten brachte, schon auf brauchen können.

Und was hat er gelernt? Eigentlich nichts. Aber er kann was und weiß mit allem Handwerkszeug Bescheid.

Da wird die Mutter aber doch noch was erleben. Bald sprach kein Wallener mehr von dem Lud. Von außen her kam auch keine Kunde, und man vermaß ihn fast. Unterdessen wanderte der Lud durch die Welt, war in Breslau Trommter bei den Husaren, dann während eines Sommers in einem Zirkus erster Bläser und nachher in bunter Reihenfolge bei anderen fahrenden Künstlern. Sogar in der bösen Schweiz war er gewesen, wo sie niemals einen König gehabt haben. Dort war er allerdings Indianer geworden und hatte alle Tage ein lebendes Kaninchen mit Haut und Haaren aufstossen müssen. Wie man das so finckertig im Laufsch mit Hackfleisch macht.

„Hier hat man zu sehen bei Portulä Menatongo, den wilden Rotbaut-Indianerhäuptling! Nur zwei Großgen, meine Herrschaften!“

Das war der Lud Steffen, der sich auf Kriessgebeul und Prairiegebele gedrickt hatte.

Als er nach einer Messerstecherei in Luzern ins Lazarett eingeliefert und gebadet worden war, war's mit Menatongo, dem wilden Rotbaut-Indianerhäuptling, vorbei. Wenn man auch die Rotbaut verloren hat und sich nur zu helfen weiß, kommt man schon durch die Welt. Nun ja, die Welt ist nicht groß und hat überall die Musik in braunen Käften im Haus, und so kam der Lud endlich wieder dabeim an und dantierte auf der Waldmühle geschickt und anstellig. Da postete er wirklich gut hin; denn der Waldmüller war, wie man so sagt, auch nicht ganz rein geschalkten und betrieb die Müllerei so-so, la-la in Filzantoffeln, und die Säge sang ein Lied von der lustigen Jägeri. Allerdings gab es dort in den ungeheuren Bergwäldern Rotwild die Menge, auch Säuen . . . freilich. Im Eckenwinkel standen Hirsche. O ja! Und in dem Bach schlossen Forellen auf und ab. — Freilich, keine Regenbosenforellen und Steinforellen. Am Ende, man sagte so, haben sie sogar bei tiefem Schnee ein Häselein, das an der Müllerin Köhlföpfen nachste, ein vorwitziges Reh, das über den Steg gekommen war, von der Sägemühle aus gefahren. Der Babbenheimer füllte sich in der Mühle nicht übel dabeim, er verstand etwas von Gemeinlichlösern und Spazierstöden, mit denen man schieben kann. Auch konnte er Zahnradsägen aus Hainbuchenholz schneiden und sachrichtig einsetzen, irdene Töpfe mit Draht binden, Messer und Scheren schleifen. Wenn es ihm in den Fingern stuchte, dann hiffte er auch die Kuhstuhlr, neser die der Bauer im Horn den Schemel geschleudert hatte, wenn er im Sauerkraut mehr Knochen als Fleisch hatte. Dem Wandberger Gemeindefreier hat er sogar den Benzinmotor in Gang gebracht. Den hatte der Schlauberger auf der landwirtschaftlichen Ausstellung im vorigen Jahr erstanden, weil sie ihm dort gesaht hatten, damit könne man alles machen, was auf einem Hofe nötig wäre. Alles! Er hatte damals auch ein klein wenig über den Durst getrunken, als er ihn kaufte. Was war das schnell angegangen! Aufgeschoben, heim gepumpt. Am anderen Morgen hatte er schon das Motorchen auf dem Hof. Das ganze Dorf war zusammengekommen, als das blühblanke Ding unter dem Schwuppen stand. Erst ging das wie ein Donnerwetter und nachher bekam es seine Klappen, bis es gar nicht mehr wollte. Selbst der Bürgermeister konnte es nicht in Gang bringen. Da war ihm der Babbenheimer eingefallen. In der Weije traf er den Waldmüller auf der Maulwurfsjagd.

„Is der Babbenheimer dabeim?“

„Was willst d' mit 'm?“

„Ach, mei Mondidurche. D' weißt doch, daß ich mer ei Mondidurche gekauft hab? 's geht net. Ich war doch auf der landwirtschaftlichen Ausstellung gewest, da war ei Mondidurche, von dem se mer erzählt hab, daß mer mit adere könnt un Holz schneide un buttere un dresse, un nu geht das in Gang net. Ich hab's immer mit Sand so schön blank gepulvt. 's will aber doch net. 'n höllische Kaste Geld hat das Dingen gekost!“

Ei Mondidurche?“

Der Müller lachte berschäft und schneuste sich mit schwungvoller Sand die Nase.

„Ei jo!“

„Hofft d' dann Daamp?“

„Nei net! — Woher?“

„Nei!“

„Wasser hofft d' ewer au net.“

„Ei nei!“

„Hofft am End Lettrität?“

„Ei ja. Die greift aber net.“

„Ja, was willst d' dann mit dei'm Mondidurche? Hofft sei Daamp, kein Wind, sei Wasser, sei richtig Lettrität! Da hast d's nur unterm Schwuppe siebe, daß der die Hüner drauf schisse?“

„So?“

„No, da such der den Babbenheimer.“

Das war für den Lud Steffen ein Freßer. Er brachte den Motor wieder in Gang, wie so manches andere suor.

Wo gingen die Mädchen hin, wenn ihnen der hobe Sorntamm, mit dem sie die schweren Zöpfe aufstekten, gebrochen war? Zum Babbenheimer auf die Mühle. Wer hiffte ihnen die silbernen Öhringe, wenn sie einen Knacks bekommen hatten? Auch der Babbenheimer. Der mußte ihnen auch sonst gute Ratsschläge und hatte einen Liebesbriefsteller. Und dabei war er billig, furchtbar billig. Mitunter war er mit einem „Maul“ zufrieden. Es kam darauf an, wenn er die Arbeit abfertigte. Die hättlichen Mädchen, die im Samtmohren kamen, bezahlten mehr. Die Marie von Absdorf, das große, breite Weibsmensch, das Henschen abbeiden und einen Zweijentnerjack tragen kann, gab freitwillig sechs Mäuler.

Warum?  
Ei darum. (Fortsetzung folgt.)